Julia Kulewatz
(Hrsg.)

Wie tief hinab reicht das Erinnern?

kul-ja! publishing

Für die finanzielle Unterstützung des Projektes
danken wir der Volkshochschule Erfurt

vhs
Volkshochschule
Erfurt

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.
Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage März 2025
Originalausgabe
© 2025 kul-ja! publishing, Erfurt

Wir machen kule Bücher,
nur echt mit dem Kulibri.

www.kul-ja.com

Illustrationen: © 2025 Sara Stubenbaum

Pflichtangaben gemäß GPSR:

kul-ja! publishing
An der Auenschanze 11
D-99089 Erfurt
mail@kul-ja.com

Sicherheitshinweis entsprechend
Art. 9 Abs. 7 S. 2 der GPSR entbehrlich

Nachhaltig gedruckt in der EU

ISBN: 978-3-949260-40-7

Inhalt

Vorwort 7
Julia Kulewatz

Fenster 19
Lena Kiesewetter

Lenchen 23
Friederike Franz

Ich hatte eine wundervolle Kindheit 25
Claudia Hepper

Die Reisetasche 33
Andreas Lahl

Ohne Gurt 41
Ulrike Ruppin

Der Sittich 45
Sándor Békési

Wie man sich einen Künstler hält 55
Julia Kulewatz

Pinkeln lernen 73
Burkhard Fuhs

Ein Schnitt 83
Theresa Zenk

Fünf Worte 91
Valeria Zimmermann

Unter keiner Decke 97
Lena Kiesewetter

Mohnblume 101
Kristiina Oelsner

Alma 107
Birte Holschuh

Ein Sommer 110
Birte Holschuh

Streurosen 113
Friederike Franz

Wenn dann endlich alles vorbei ist 123
Priska Keilhau

Oktopusträume 136
Ronny Thon

Danksagung 146

Vorwort

Julia Kulewatz

»Wie tief hinab reicht das Erinnern?« Mit dieser Frage beginnt Franz Fühmann seine Kurzgeschichte *Das Judenauto*, die erstmals 1962 erschien.

Erinnerung nennen wir das unwillkürliche oder willentlich herbeigeführte Wiederauftauchen von Bewusstseinsinhalten, die dem ursprünglichen Erleben mehr oder weniger ähnlich sind oder zu sein scheinen. Sie ist eine versuchte Rekonstruktion im Geiste und das Gegenteil von Vergessen. Um eine Erinnerung aus dem Gedächtnisraum herauszubringen, muss man sie erzählen; um sie zu konservieren, wird sie verschriftlicht oder im Bild festgehalten. Es mutet verführerisch leicht an, das Erinnern ins Poetische kippen zu lassen. Dort, wo es schmerzhaft wird, wo wir uns mit den Lücken und Aussparungen konfrontiert sehen, dort setzt die Kreativität ein.

So zeigen die in dieser Anthologie einleitend und exemplarisch zitierte Kurzgeschichte von Fühmann und die den erzählten Geschehnissen zugrundeliegende Kernfrage auf, wie sich zunächst vermeintlich genau skizzierte Erinnerungen schleichend poetisch verfremden, schließlich verformen, deformieren und dekonstruieren lassen und damit den eigenen Blick auf das unvermeidlich aufkommende Fremde verstellen, und legen

offen, wie sie Schaden anrichten können, wie sie Feindbilder schaffen und von einer inneren Bedrohung zu einer äußeren heranwachsen, der in der Erzählung selbst jedoch Einhalt geboten wird, indem man der Lüge widerspricht und sich gegen diese stellt.

Fühmanns Erzählungen werden als *politische Kurzprosa* gelesen. Der Autor repräsentiert eine der eindringlichsten Erzählstimmen der Nachkriegszeit, die das Kollektivtrauma Krieg im Poetischen und für uns Jahrzehnte später (nach-)fühlbar machen.

Die hier interpretierte Kurzgeschichte *Das Judenauto* legt, neben anderen Schriftstellern wie Wolfgang Borchert, Heinrich Böll, Ilse Aichinger, Martin Walser, Luise Rinser, Marie Luise Kaschnitz und vielen anderen mehr, dar, warum sich die deutsche Kurzgeschichte wie kaum eine andere literarische Form eignet, Trauma mit poetischen Mitteln zu konservieren, für zunächst Außenstehende vor dem Vergessen zu bewahren und auf diese Weise transgenerativ zu bearbeiten: »[E]s sei ein gelbes, ein ganz gelbes Auto mit vier Juden drin, vier schwarzen mörderischen Juden mit langen Messern, und alle Messer seien blutig gewesen, und vom Trittbrett habe auch Blut getropft, das hätten die Leute deutlich gesehen, und vier Mädchen hätten sie bisher geschlachtet, zwei aus Witkowitz und zwei aus Böhmisch-Krumma«. Was als Klassenzimmertratsch, von der »wie ein Froschteich plappernde[n] Gudrun K.« entfacht, unter Kindern beginnt, erschafft so das durch lebhaftes und gekonntes Erzählen vor einer Gruppe sich stetig weiter ausgestaltende ›fahrende‹ Phantombild des Judenautos.

Die doppelbödige Geschichte wird politisch. In ihr verselbständigt sich die erinnerte Erzählung als zweifelhaftes Narrativ unaufhaltsam, überlagert und ersetzt die so genannte Realität, wird übermächtig und übt Gewalt aus, indem sie ganz selbst-

verständlich als etwas durch die Gruppe (Mehrheit) Legitimiertes, gemeinsam Erfahrenes und damit Bewiesenes gehandelt wird. Obwohl wir wissen, dass uns der unzuverlässige Erzähler eine Lüge auftischt, entwickeln wir, die Leser, die alles miterleben, Verständnis. Zu gut ist die Abenteuergeschichte und zudem scheint der Lügner verliebt, er will ein Mädchen in seiner Klasse beeindrucken. Das können wir nachvollziehen und mitfühlen und letztendlich hat er ja nur ein bisschen ausgeschmückt, nur ein bisschen hinzugedichtet, nur ein bisschen gelogen …

Der Erzähler wird vor seinen Klassenkameraden zum Helden seiner eigenen Geschichte: »Das war die Seligkeit; ich hörte die Grillen schreien und sah den Mohn glühn und roch den Thymianduft, doch nun verwirrte mich das alles nicht mehr, die Welt war wieder heil und ich war ein Held, dem Judenauto entronnen, und das Mädchen sah mich an und lächelte«.

Das lächelnde Mädchen, sein erster Schwarm, wird ihn schließlich öffentlich entlarven (das Auto war weder gelb noch ein Judenauto) und der Judenhass des Erzählers, damals nur ein Schuljunge, verfestigt sich auf geradezu irrationale und zugleich unwiderrufliche Weise, da er von diesem Zeitpunkt an sein gesamtes Weltbild an diesen Moment der Entlarvung und Scham knüpfen wird, mit dem außerdem die endgültige Zurückweisung der ersten Liebe verbunden ist. Alles fügt sich zusammen, alles, was er je von den Erwachsenen um sich Schlechtes über Juden gehört hat, meldet sich plötzlich als seine neue Realität zu Wort. Der Junge flieht vor den gnadenlosen Blicken seiner Mitschüler in das Knabenklosett, für ihn jetzt ein Ort der Scham, »und auch mit mir hatten sie einen ihrer hundsgemeinen Tricks gemacht, um mich vor der Klasse zu blamieren: Sie waren schuld an allem; sie und kein andrer, nur sie!« Er stellt sich den gerechtfertigten Vorwürfen nicht und verliert seine Integrität, noch bevor sich diese ausbilden konnte. Die Schuld-

zuweisungen auf einen ominösen, vergrößerten, nie gesehenen, geradezu phantasmatischen Feind (schuldig) rechtfertigen die Erzählung, die ihm zum Helden (unschuldig) stilisiert und das eindringende Fremde stellvertretend für eine ganze Bevölkerungsgruppe mit Rückendeckung der ihm nahestehenden Erwachsenen zum Widersacher erklärt hat.

Die Erzählung verdichtet sich zum Ende auf ein einziges Wort als Sinnbild für das schmachvolle Erlebte hin: »›Juden, Juden!‹, und ich stand heulend in der Klosettzelle und schrie Juden, Juden, Juden, Juden, und dann erbrach ich mich. Juden. Sie waren schuld. Juden. Ich würgte und ballte die Fäuste. Juden. Juden. Juden Juden Juden Juden. Sie waren dran schuld. Ich haßte sie.«

Wie uns die Kurzgeschichte Fühmanns vor Augen führt, beginnt die politische Erzählung als Feind- und Heldennarrativ dort, wo Menschen aufeinandertreffen, mitten im alltäglichen Leben. Mit Politik assoziieren wir oft zuerst den Bundestag, aber Politik beginnt demnach, wo auch die klassische Kurzgeschichte anzusiedeln ist. Das Erzählte entsteht an Orten, wo Menschen Regeln für ein Zusammenleben und Miteinanderauskommen brauchen. Sobald wir unter Menschen sind, betreffen unsere Handlungen im privaten wie im öffentlichen Raum auch andere, unsere Mitmenschen.

Selbst wenn wir keine Verantwortung für das eigene Handeln übernehmen, uns entziehen wollen, bspw. schweigen oder wegsehen, uns nicht aussetzen, ist das gewissermaßen bereits eine politische Entscheidung, die Einfluss nehmen kann. Man könnte fragen, warum die Klassenkameraden der zitierten Kurzgeschichte so erpicht waren, die Horrorgeschichtchen und zweifelhaften Anekdoten über das Judenauto zu hören, was sie so unterhaltsam fanden, warum sich die Kinder so sensations-

lüstern gebärdeten … oder stellten sie lediglich nach, reproduzierten sie das von Erwachsenen Aufgenommene und Gehörte, ebenso wie der junge Erzähler, der zudem sein gerade erst entdecktes und sogleich missbrauchtes Erzähltalent unter Beweis stellt und deshalb umso tiefer fällt, weil man ihm mit Genuss zuhört. Fühmanns Kurzgeschichte macht uns, die Leser, zu Zeugen, die dem Erzähler mit angehaltenem Atem folgen.

Fühmann entlarvt die Möglichkeiten der Kurzgeschichte als Medium, die ebenfalls für Gesinnungspropaganda missbraucht wurde, und präsentiert uns die Macht, die ein guter Erzähler ausüben kann. Genutzt wird das Ausschnitthafte der Alltagserfahrung, mit der wir uns alle verbinden können. Die Lüge entsteht wie ein poetisches Verfahren durch Verdichtung und Verschiebung der beim Lesen entstehenden Bildelemente. Ein sich stetig wandelnder Realitätsbezug wird an dem, was wir als Realität erfahren, stets neu ausgerichtet und hergestellt; eine erfühlte Momentaufnahme, auf die wir uns geistig rückbeziehen und uns damit gleichzeitig unserer Identität versichern. Auf dieselbe Weise gehen wir mit unseren Erinnerungen um …

Mit ebendieser Thematik, auf der das basiert, was wir heute unter Identität verstehen, beschäftigt sich unter anderem der auf Philip K. Dicks Science-Fiction-Romanwelt *Do Androids Dream of Electric Sheep?* (1968) basierende Film *Blade Runner 2049* (2017). Darin fragt der Blade Runner K. auf der Suche nach seiner Vergangenheit die Künstlerin Ella, die an einem Gendefekt leidet und von der Außenwelt abgeschnitten leben muss, aber die authentischsten Erinnerungen für Replikate (künstliche Menschen) schafft: »Sind die alle künstlich, oder verwenden Sie auch echte Erinnerungen?«, woraufhin sie ihm ihr Erfolgsgeheimnis für die Konstruktion lebensechter Erinnerungen verrät: »Wir erinnern uns über Gefühle. Eine echte Erinnerung bedeutet Chaos.« Man könnte *künstlich* kurzer-

hand durch *künstlerisch verfremdet* austauschen, denn alle unsere Erinnerungen sind Rekonstruktionen auf Basis von mehr oder weniger selbst erfahrenen Gefühlseindrücken.

Im Text geschehen diese erneut unmittelbar, nicht zwangsläufig chronologisch, sondern organisiert in Szenen einer hochindividuellen Gefühlshierarchie als *Slice-of-Life-Stories*. Sie werden auf diese Weise ausgeschnitten, verschoben und poetisch verdichtet.

Die 17 hier versammelten Kurzgeschichten und Miniaturen, von insgesamt 14 Autorinnen und Autoren, setzen sich mit jenen rekonstruierten und literarisch verfremdeten Momentaufnahmen auseinander. Im Fokus der Anthologie stehen zwischenmenschliche Beziehungen, Freundschaft (auch tierische), Berufsleben, verschiedene Vorstellungen von Familie; ebenso werden die an Beziehungen geknüpften Erwartungen, Ängste und entstandenen Traumata an die Oberfläche befördert. Wir erfahren, was es bedeutet, mitzuspielen oder die Regeln zu brechen, sich im rechtsfreien Raum zu bewegen, Freiheit einzubüßen, neu zu definieren, zurückzufordern oder vielleicht niemals zu leben.

Zunächst unmerklich, fast schon mit Leichtigkeit, kippt dabei das Erzählte plötzlich in den politischen Debattenraum, zeigt auf, wo das Ausgeliefertsein oder der Machtmissbrauch beginnt, wo sich Scham und Schuldzuweisung zunächst im Verborgenen unbewusst und ausgeblendet als etwas Erinnertes festsetzen oder in einen bereits vergessenen, verdrängten Gegenstand legen und manchmal ohne viele Worte einen unvermeidlichen Wendepunkt bilden.

So ist es nur folgerichtig, dass Andreas Lahl seine Kurzgeschichte *Die Reisetasche* dort beginnt, wo das Trauma oftmals

Pinkeln lernen

Burkhard Fuhs

Ich sehe einen kleinen, schlanken Jungen, vielleicht drei Jahre alt, ein altes Schwarz-Weiß-Foto. Er steht neben seiner Mutter, die seine neugeborene Schwester im Arm hält. Die junge Frau sitzt im Fotoatelier mit einem perlmuttweißen Seidenkostüm auf einem Stuhl, die Haare hochtoupiert und mit Haarspray in Form gebracht, und lächelt stolz in die Kamera. Der Junge fühlt sich in seinem beigen Strickanzug, dessen Jacke dunkel gekettelt und mit Hornknöpfen besetzt ist, sichtlich unwohl. Die kurze Hose sitzt im Schritt zu eng, der weiße Kragen schnürt den Hals ein, die weißen, dicken Strickstrümpfe, die bis zu den Knien reichen, schneiden in die Waden. Der Junge hat die Augen weit geöffnet und ballt vorsichtig eine Faust, er schaut ängstlich aus dem Bild, während seine Schwester, noch ein Baby, mit ihrem ganzen Gesicht vor Glück strahlt.

Wie unsicher der Junge wirkt, dachte er. Wie schüchtern. Er legte das Foto beiseite und griff zu einem Beobachtungsblatt, das die Überschrift *Pinkeln lernen* trug.

Erste Szene: Pinkeln lernen

Sommer. Beobachtung auf einem Campingplatz an der Elbe, circa 14 Uhr. Ich bin auf dem Weg zu den Duschräumen. Als

ich mich dem Häuschen nähere, sehe ich, dass eine junge Frau im grünen Bikini in der Tür zu den Männertoiletten steht. Mit der rechten Hand drückt sie die Tür halb auf. Mit der linken hält sie sich am Türrahmen fest und beugt sich mit dem Oberkörper weit nach vorn. Mit lauter Stimme ruft sie in den Innenbereich des Männerwaschraumes hinein: »Geht näher dran! Pass auf! Nich' so wackeln! Grade halten, hörst du! Halt dein Ding grade! Schau nach vorn! Nein, nein, nein, nicht zur Seite drehen! Oje, jetzt läuft es auf die Hose, Mist! Lass dir das nächste Mal von deinem Vater erklären, wie man das Ding bedient.«

Beim Näherkommen räuspere ich mich. Die Frau schreckt auf und tritt zur Seite, sie gibt den Weg frei und hält mir die Tür auf. Nun kann ich ins Innere blicken. Ganz am hinteren Ende des Raumes schaue ich auf eine Reihe Urinale. Ich sehe einen kleinen Jungen, der auf einem Hocker vor dem kleinen, tiefer gehängten Kinderurinal steht. Seine kurze Hose ist bis zu den Knien hinuntergeschoben. Der Junge hält sein »Ding« in beiden Händen. Er schaut unglücklich und unsicher zu mir hin. Die Frau lacht, als ich an ihr vorbeigehe: »Als Mutter von drei kleinen Söhnen«, sagt sie, »steht frau immer mit einem Bein im Männerklo!«

Er legte das Blatt zur Seite. Als er die Beobachtung aufgeschrieben hatte, war sie ihm eher als eine witzige kleine Szene erschienen, eine Miniatur über die Schwierigkeiten der Erziehung. Jetzt, als er den Text wieder las, sah er den kleinen Jungen deutlicher vor Augen und erinnerte sich, wie ausgeliefert der Kleine seinen Blicken war.

Zweite Szene: Bestimmer sein

Ich bin mit unserem Hund auf Gassi-Tour, als eine Frau mit zwei Jungen, offensichtlich ihren Söhnen, der eine vielleicht vier, der

andere sechs Jahre alt, an mir vorbeigehen. Eine Zeit lang bin ich dicht hinter der Mutter und ihren Kindern und kann die drei hören. »Mama«, sagt der Kleine, »ich glaube, ich muss.« – »Mmh«, sagt die Mutter, »du glaubst, du musst. Kannst du noch bis zu Hause aushalten?« – »Vielleicht«, zögert der Kleine. »Papa stellt sich immer hinter einen Busch«, sagt der Größere. »Ich weiß, was dein Papa macht«, antwortet die Mutter hörbar verärgert, »aber ich finde das nicht so toll.« Sie blickt sich um. Wir nähern uns einer Kreuzung. Die Mutter lenkt vom Thema ab und ruft: »Wer ist hier der Bestimmer?« – »Ich, ich!«, rufen die beiden Kinder wie im Chor. Die Mutter lacht und sagt: »Okay, dann los! Wettrennen bis zur Kreuzung. Wer zuerst da ist, darf bestimmen.« Die Kinder rennen los. Der Ältere ist schneller, rennt bis zur Kreuzung, hält an, dreht sich um und ruft: »Erster!« Der kleine Bruder trifft wenig später ein und fängt wild an zu schreien, zu toben und zu weinen. »Ich will Bestimmer sein, das ist gemein, ich will bestimmen!« Als die Mutter an die Kreuzung kommt, wendet sie sich an den Älteren. »Lass ihn mal, er ist doch der Kleinere.« – »Nein«, sagt der Ältere, »ich habe gewonnen!« – »Du bist aber der Vernünftigere und der Klügere, der Klügere gibt immer nach, das weißt du doch«, sagt die Mutter. Der Ältere zögert, möchte offensichtlich der Mutter gefallen. Die Mutter redet sanft auf ihn ein: »Ich spendier dir auch ein Eis, wenn wir zu Hause sind.« – »Ich will auch ein Eis!«, schreit der Kleine. »Na gut«, sagt die Mutter, »jeder bekommt ein Eis!« Der Größere wendet sich ab und schaut beleidigt vor sich. »Und?«, fragt die Mutter den Kleinen. »Wohin soll es gehen?« – »Nach links«, sagt der Kleine und die Gruppe biegt links in die Straße ein.

Solche Konkurrenzen, dachte er, kannte ich als Kind auch, mit meinen Cousins und natürlich unter den Kindern, mit denen ich auf der Straße spielte. Er nahm einen Schluck aus seiner Kaffeetasse und griff zum nächsten Blatt.

Oktopusträume

Ronny Thon

Wie sehr ich auch danach suchte, die Ruhestätte der Person, die ich am meisten liebte, blieb mir verborgen. Durch Reihen des Friedhofs wandelnd, fand ich dort nichts weiter vor als ewige Ruhe ohne jedwede Funktionalität. Letzte Begegnungsorte, einer identisch mit dem anderen, mit Ausnahme von Größe, Farbe und Form des Grabsteins plus eingraviertem Namen und Blumenschmuck, aber allesamt eintönig aufgrund ihrer Bedeutung als Trauersymbole. In meinem Kopf entfaltete sich eine traurige Melodie. Mimi, die Person, die ich suchte, wäre in diese Session der Trübseligkeit sicher mit einem Summen eingestiegen. Feeling Blue.

Mit der Zeit akzeptierte ich die grablose Existenz meiner großen Liebe. Aber eine unbeantwortete Frage ließ mir keine Ruhe. Zu jedem Zeitpunkt pochte diese tief in mir drin. Sogar beim Masturbieren dachte ich daran, und es passierte rein gar nichts bei mir. Dann hörte ich von jemandem, der mir helfen könnte. Ein enger Freund erklärte mich für verrückt. Er machte sich gerade Tee. Ob diese Sinnsuche wirklich nötig sei, fragte er mich und gleichzeitig auch seinem Teebeutel, da sein Blick mich mied. Ja, antwortete ich. Es gehe ja um den Sinn meines Lebens. Wie könne das nicht nötig sein, wollte ich wissen. Anstatt mir etwas zu entgegnen, ging er zum Mülleimer und wurde seinen

Abfall los. Mir ging es doch um nichts anderes, dachte ich still und heimlich und bat ihn schließlich darum, mir auch einen Himbeertee aufzubrühen.

Während eines Workshops zum Thema ›Kreatives Schreiben‹ war ich Mimi das erste Mal begegnet. Später sollten sich viele Menschen bei mir erkundigen, ob mir nie etwas Seltsames an ihr auffiel. Was für eine abscheuliche Frage. Das einzige, was mir auffiel, war die Tatsache, wie gut Mimi mir tat.

Bis dato hatte ich nur Beziehungen gehabt, die mit spontanen Trennungs-SMS, Fremdgeh-Aktionen oder mit dem klassischen »Du bist wirklich ein so lieber Mensch, aber wir sollten lieber Freunde bleiben«-Aufrufen endeten. Um es kurz zu machen: Nein, ich merkte nichts. Gar nichts.

Manchmal seien ihre Gedanken wie Spinat, klärte mich Mimi beim ersten Date auf. Was sie damit meinen würde. Verrührt, sagte sie. Wenn sie es besser beschreiben könne, würde das bedeuten, sie wäre eine Lügnerin. Ich liebte diese Logik und an diesem Tag schliefen wir das erste Mal miteinander. Früh in unserer Beziehung äußerte Mimi den Wunsch, mit mir zusammenzuziehen. Sehr lang zögerte ich damit, diesen Schritt zu wagen. Aber schließlich ging ich darauf ein und bald gewöhnte ich mich an die gemeinsame Fußmatte mit dem Katzenmotiv, an den Teddybären auf ihrer Bettseite, den angeblich ihr früh verstorbener Vater auf dem Rummel geschossen hatte, und an ihr »Hi« als Begrüßung, welches jedes Mal ein ganz klein wenig anders klang als die anderen von zuvor.

Um den Mann aufzusuchen, der mir helfen sollte, nahm ich die Bahn. Manchmal fuhren Mimi und ich gemeinsam. Ihr Kopf an meiner Schulter, meine Hand auf ihrem Knie. Dabei geschah etwas Ungewöhnliches, was vielleicht ein Hinweis auf ihre wahre Natur gewesen wäre, mir damals aber nichts sagte. Auf einer Fahrt zum Standort meiner Universität bekam sie

urplötzlich, wie aus dem Nichts, starke Kopfschmerzen. Für einige Sekunden war sie nicht in der Lage, etwas zu sagen, ein wahrer Kampf spielte sich in ihrem Gesicht ab. Dann verschwand dieser Zustand und sie wirkte zunächst weggetreten. Ich machte mir große Sorgen um sie, doch ihre Schulter zuckten und versprühten den wohltuenden Irrtum, es sei doch alles okay.

Auf der Rückfahrt bekam sie die gleichen Schmerzen, an der gleichen Stelle der Strecke. Die gleiche Dauer. Niemand sonst im Zug schien etwas zu spüren. Nur sie. Als sie sich wieder fing, versprach ich ihr, sie nie wieder mitzunehmen, was sie irgendwie witzig fand. Weißt du, sagte sie mir, vielleicht war ich nur kurz in einem Geisternetz gefangen gewesen. Mimi erzählte oft komische Sachen. Eigentlich handelt es sich bei Geisternetzen um von Schiffen gelöste Fangnetze aus der Fischerei. Sie stellen eine große Bedrohung für die Tierwelt im Wasser dar, weil sich zahlreiche Arten darin verfangen können. Es werden Aktionen durchgeführt, bei denen man die Netze aufspürt und entfernt. Um darauf aufmerksam zu machen, werden daraus Schlüsselbänder und ähnliche Produkte hergestellt. Mimi besaß selbst so ein Band. Sie trug nie Schmuck, nur dieses eine Accessoire der Empathie. Was hätte das aber mit ihrer Attacke zu tun, fragte ich sie. Wer weiß, spielte sie mit einem bizarren Gedanken herum, vielleicht gebe es solche Geisternetze auch bei Menschen. Plötzlich fangen sie dich, du verfällst in Panik, und genauso schnell, wie sie gekommen sind, werden sie durch unsichtbare Wellen zum nächsten Opfer getragen.

Der letzte Abend mit Mimi ist zur Endlosschleife geworden. Ich besorgte Pizza, weil ich keine Lust zum Kochen aufbringen konnte. Seit einigen Tagen fühlte sich meine Freundin unwohl und war deshalb zu Hause geblieben. Was soll's, dachte ich mir. Kann doch nichts Schlimmes sein. Sie ist doch so jung. Wir